



Leseprobe aus Pressler, Bitterschokolade

ISBN 978-3-407-74103-5

© 2008 Gulliver in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74103-5>

# 1

»Eva«, sagte Herr Hochstein. Eva senkte den Kopf, griff nach ihrem Füller, schrieb. »Eva«, sagte Herr Hochstein noch einmal. Eva senkte den Kopf tiefer, griff nach Lineal und Bleistift, zeichnete die Pyramide. Sie hörte ihn nicht. Sie wollte ihn nicht hören. Nicht aufstehen, nicht zur Tafel gehen. Jetzt hatte sie gewackelt. Blind tastete sie nach dem Federmäppchen, ließ ihre Finger über die Gegenstände gleiten, harte Bleistifte, ein kleiner, kantiger Metallspitzer, der Kugelschreiber mit der abgebrochenen Klammer, aber kein Radiergummi. Sie nahm ihre Schultasche auf die Knie, suchte mit gesenktem Kopf. Man kann lange nach einem Radiergummi wühlen. Ein Radiergummi ist klein in einer Schultasche.

»Barbara«, sagte Herr Hochstein. In der dritten Reihe erhob sich Babsi und ging zur Tafel. Eva schaute nicht auf. Aber sie wusste trotzdem, wie Babsi ging, mit schmalen, langen Beinen, mit dem kleinen Hintern in engen Jeans.

Eva fand den Radiergummi und hängte die Schultasche wieder an den Haken. Sie radierte die verwackelte Linie und zog sie neu.

»Gut hast du das gemacht, Barbara«, sagte Herr

Hochstein. Babsi kam durch den schmalen Gang zwischen den Bankreihen zurück und setzte sich. In ihr Stuhlrücken hinein schrillte die Glocke.

Dritte Stunde Sport. Gekicher und Lachen im Umkleideraum. Es würde ein heißer Tag werden, es war jetzt schon heiß. Eva zog ihre schwarzen Leggings an, wie immer, und dazu ein schwarzes T-Shirt mit kurzen Ärmeln. Sie gingen zum Sportplatz. Frau Madler pfiiff und alle stellten sich in einer Reihe auf. Handball.

»Alexandra und Susanne wählen die Mannschaft.«

Eva kauerte sich nieder, öffnete die Schleife an ihrem linken Turnschuh, zog den Schnürsenkel heraus und fädelt ihn neu ein.

Alexandra sagte: »Petra.«

Susanne sagte: »Karin.«

Eva hatte den Schnürsenkel durch die beiden untersten Löcher geschoben und zog ihn gerade, sorgfältig zog sie die beiden Teile auf gleiche Länge.

»Karola.« – »Anna.« – »Ines.« – »Nina.« – »Kathrin.«

Eva fädelt langsamer.

»Maxi.« – »Ingrid.« – »Babsi.« – »Monika.« – »Franziska.« – »Christine.«

Eva begann mit der Schleife. Sie kreuzte die Bänder und zog sie zusammen.

»Sabine Müller.« – »Lena.« – »Claudia.« – »Ruth.« – »Sabine Karl.«

Eva ließ das Band über ihre Finger gleiten, legte die

Schleife und hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger fest.

»Irmgard.« – »Maja.« – »Inge.« – »Ulrike.« – »Hanna.« – »Kerstin.«

Ich müsste meine Turnschuhe mal wieder waschen, dachte Eva, sie haben es nötig.

»Gabi.« – »Anita.« – »Agnes.« – »Eva.«

Eva zog die Schleife fest und erhob sich. Sie war in Alexandras Gruppe.

Eva schwitzte. Der Schweiß rann ihr von der Stirn über die Augenbrauen, über die Backen und manchmal sogar in die Augen. Immer wieder musste sie ihn mit dem Unterarm und dem Handrücken wegwischen. Der Ball war hart und schwer, und die Finger taten ihr weh, wenn sie ihn einmal erwischte.

Auch die anderen hatten große Schweißflecken unter den Armen, als die Stunde zu Ende war. Eva ging sehr langsam zum Umkleideraum, sie zog sich sehr langsam aus. Als sie sich ihr großes Handtuch übergehängt hatte und die Tür aufmachte, waren nur noch ein paar Mädchen im Duschaum. Sie ging zur hintersten Dusche, zu der in der Ecke. Nun beeilte sie sich, ließ das kalte Wasser über Rücken und Bauch laufen, nicht über den Kopf, das Fönen dauerte bei ihr zu lange. Mit den Händen klatschte sie sich Wasser ins Gesicht. Die Zementwand bekam dunkle Flecken, wo sie nass geworden war. Jetzt war Eva ganz allein im Duschaum. In aller Ruhe trocknete sie sich ab und hängte

sich das Handtuch wieder so über die Schulter, dass es ihren Busen und ihren Bauch verdeckte. Im Umkleide-  
raum war niemand mehr. Als sie sich gerade ihren  
Rock angezogen hatte, öffnete Frau Madler die Tür.  
»Ach, Eva, du bist noch da. Bring mir doch nachher  
den Schlüssel.«

Eva kreuzte die Arme vor ihrer Brust und nickte.

Die große Pause hatte schon angefangen. Eva holte  
sich ihr Buch aus dem Klassenzimmer und ging in den  
Pausenhof. Sie drängte sich zwischen den Mädchen  
hindurch bis zu ihrer Ecke am Zaun. Ihre Ecke! Sie  
setzte sich auf den Zementsockel des Zaunes und blät-  
terte in ihrem Buch, suchte die Stelle, an der sie gestern  
Abend aufgehört hatte zu lesen. Neben ihr standen  
Lena, Babsi, Karola und Tine. Babsi war aber doch die  
Schönste. Dass sie sich das traute, das enge, weiße  
T-Shirt über der nackten Brust!

Eva fand die Stelle im Buch. *Ich betrachtete den To-  
ten, seine ausgezehnte Gestalt. Die Falten in seinem  
Gesicht, obwohl er höchstens fünfunddreißig sein  
mochte. Er war einen für die Indios typischen Tod ge-  
storben. An Entkräftung. Sie kauen Kokablätter, um  
den Hunger zu unterdrücken, und eines Tages fallen  
sie um und sind tot.*

»Ich war gestern in der Disko. Mit Johannes, dem  
Sohn von Dr. Braun.«

»Mensch, Babsi, das ist ja toll. Wie ist der denn so,  
so aus der Nähe?«

»Prima. Und tanzen kann der!«

Eva las weiter in »Warum zeigst du der Welt das Licht?« *Vom schlanken Schlemmer bis hin zur Hollywoodkur fiel mir alles ein. Von der Vernichtung der Überproduktion in der EWG bis zu den Appetithemmern, die in den Schaufenstern der Apotheken angepriesen werden.*

»Seid ihr mit seinem Auto gefahren?«

»Natürlich.«

»Mein Bruder ist mit ihm in einer Klasse.«

*Er hatte Hunger, ich wusste es. Auch ich hatte Hunger, und ich konnte meine Röcke nur mehr mit Sicherheitsnadeln daran hindern, mir am Körper herunterzusrutschen. Ich machte die natürlichste Abmagerungskur der Welt. Ich hatte wenig zu essen.*

Die Mädchen kicherten. Eva konnte nichts mehr verstehen, sie flüsterten jetzt. Franziska setzte sich neben Eva.

»Was liest du denn?«

Eva klappte das Buch zu, den noch nicht gelesenen Teil zwischen Ringfinger und Mittelfinger haltend.

»Warum zeigst du der Welt das Licht?«, las Franziska laut. »Ich kenne es auch. Gefällt es dir?«

Eva nickte. »Es ist spannend. Und manchmal traurig.«

»Magst du traurige Bücher?«

»Ja. Ich finde, wenn ein Buch gut sein soll, muss man wenigstens einmal weinen können beim Lesen.«

»Ich weine eigentlich nie beim Lesen. Aber im Kino, wenn es traurig ist, weine ich sehr schnell.«

»Bei mir ist es umgekehrt. Im Kino weine ich nie, aber beim Lesen oft. Ich gehe aber auch selten ins Kino.«

»Wir könnten doch mal zusammen gehen. Magst du?«

Eva zuckte mit den Schultern. »Könnten wir.«

Wann weinte sie? Welche Stellen in Büchern waren es, die sie zum Weinen brachten? Eigentlich immer Worte wie Liebe, Streicheln, Vertrauen, Einsamkeit, richtig kitschige Worte. Eva betrachtete Karola und Lena. Lena hatte den Arm um Karola gelegt, sehr besitzergreifend, sehr selbstbewusst. So, genau so, hatte Karola früher den Arm um sie gelegt. Eva kannte das Gefühl von Wärme, das man fühlt, wenn man von jemand anders den Arm um die Schulter gelegt bekommt, so ganz offen, vor allen anderen, so selbstverständlich. Es tat weh, das zu sehen. Wussten denn die, die das taten, die ihre Vertrautheit miteinander demonstrierten, nicht, wie weh das den anderen tat? Denen, die niemand hatten, die allein waren, ohne Nähe, ohne jemanden, den man unbefangen anfassen konnte, wenn man wollte.

Eva stand auf. »Ich hole mir noch einen Tee«, sagte sie. Sie wollte Franziska nicht verletzen, die Einzige, von der sie begrüßt wurde, wenn sie morgens in die Klasse kam.

Eva kam immer spät, im letzten Moment. An der Ecke Friedrichstraße/Elisabethstraße war eine Normaluhr, dort wartete sie immer, bis es vier Minuten vor acht war, um ja nicht zu früh anzukommen, um dem morgendlichen ›Weißt-du-gestern-habe-ich‹ zu entgehen.

Der Tee schmeckte schal und süßlich. Er war nur heiß.

Eva stand vor dem Schaufenster des Feinkostladens Schneider. Sie hatte sich dicht an die Schaufensterscheibe gestellt, damit sie ihr Bild im Glas nicht sehen musste, eine verzerrte, verschwommene Eva. Sie wollte das nicht sehen. Sie wusste auch so, dass sie zu fett war. Jeden Tag, fünfmal in der Woche, konnte sie sich mit anderen vergleichen. Fünf Vormittage, an denen sie gezwungen war zuzuschauen, wie die anderen in ihren engen Jeans herumliefen. Nur sie war so fett. Sie war so fett, dass keiner sie anschauen mochte. Als sie elf oder zwölf Jahre alt gewesen war, hatte es damit angefangen, dass sie immer Hunger hatte und nie satt wurde. Und jetzt, mit fünfzehn, wog sie einhundertvierunddreißig Pfund. Siebenundsechzig Kilo, und sie war nicht besonders groß.

Und auch jetzt hatte sie Hunger, immer hatte sie nach der Schule Hunger. Mechanisch zählte sie die Geldstücke in ihrem Portemonnaie. Vier Mark fünfundachtzig hatte sie noch. Der Heringssalat kostete

zwei Mark hundert Gramm. Im Laden war es kühl nach der sengenden Hitze draußen. Bei dem Geruch nach Essen wurde ihr fast schwindelig vor Hunger.

»Zweihundert Gramm Heringssalat mit Mayonnaise, bitte«, sagte sie leise zu der Verkäuferin, die gelangweilt hinter der Theke stand und sich träge am Ohr kratzte. Es schien einen Moment zu dauern, bis sie kapierte, was Eva wollte. Doch dann nahm sie den Finger von ihrem Ohr und griff nach einem Plastikbecher. Sie löffelte die Heringsstückchen und die Gurkenscheiben hinein, klatschte noch einen Löffel Mayonnaise darauf und stellte den Becher auf die Waage. »Vier Mark«, sagte sie gleichgültig.

Hastig legte Eva das Geld auf den Tisch, nahm den Becher und verließ grußlos den Laden. Die Verkäuferin fuhr fort, sich am Ohr zu kratzen.

Draußen war es wieder heiß, die Sonne knallte vom Himmel. Wie kann es nur im Juni so warm sein, dachte Eva. Der Becher in ihrer Hand war kalt. Sie beschleunigte ihre Schritte, sie rannte fast, als sie den Park betrat. Überall auf den Bänken saßen Leute in der Sonne, Männer hatten sich die Hemden ausgezogen, Frauen die Röcke bis weit über die Knie hochgeschoben, damit auch ihre Beine braun würden. Eva ging langsam an den Bänken vorbei. Schauten ihr die Leute nach? Redeten sie über sie? Lachten sie darüber, dass ein junges Mädchen so fett sein konnte?

Sie war an den Büschen angekommen, die die Bank-

reihe von dem Spielplatz trennten. Schnell drückte sie sich zwischen zwei Weißdornhecken hindurch. Die Zweige schlugen hinter ihr wieder zusammen.

Hier war sie ungestört, hier konnte sie keiner sehen. Sie ließ die Schultasche von der Schulter gleiten und kauerte sich auf den Boden. Das Gras kitzelte ihre nackten Beine. Sie hob den Deckel von dem Becher und legte ihn neben sich auf den Boden. Einen Moment lang starrte sie den Becher andächtig an, die graurosa Heringsstückchen in der fetten, weißen Mayonnaise. An einem Fischstück sah man noch die blausilberne Haut. Sie nahm dieses Stück vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger und steckte es dann in den Mund. Kühl war es und säuerlich scharf. Sie schob es langsam mit der Zunge hin und her, bis sie auch deutlich den dämpfenden, fetten Geschmack der Mayonnaise spürte. Dann fing sie an zu kauen und zu schlucken, griff wieder mit den Fingern in den Becher und stopfte die Heringe in den Mund. Den letzten Rest der Sauce schabte sie mit dem Zeigefinger heraus. Seufzend erhob sie sich, als der Becher leer war, und warf ihn unter einen Busch. Dann nahm sie ihre Schultasche wieder über ihre Schulter und glättete mit den Händen ihren Rock. Sie fühlte sich traurig und müde.

## 2

Eva klingelte unten am Hauseingang, zweimal kurz. Das tat sie immer. Ihre Mutter drehte dann die Platte des Elektroherdes an, auf dem das Mittagessen zum Aufwärmen stand. Wenn Eva nach Hause kam, hatten ihre Mutter und ihr Bruder bereits gegessen. Berthold war erst zehn und ging noch in die Grundschule um die Ecke.

Diesmal war das Essen noch nicht fertig. Es gab Pfannkuchen mit Apfelmus und Pfannkuchen machte ihre Mutter immer frisch. »Schön knusprig müssen sie sein. Aufgewärmt sind sie wie Waschlappen.«

»Wo ist Berthold?«, fragte Eva, als sie sich an den Tisch setzte. Irgendetwas musste man ja sagen.

»Schon lang im Schwimmbad. Er hat hitzefrei.«

»Das müsste uns auch mal passieren«, sagte Eva. »Aber bei uns ist es ja angeblich kühl genug in den Räumen.«

Die Mutter hatte die Pfanne auf die Herdplatte gestellt. Es zischte laut, als sie einen Schöpflöffel Teig in das heiße, brutzelnde Fett goss. »Was hast du heute vor?«, fragte sie und wendete den Pfannkuchen. Eva löffelte sich Apfelmus in eine Glasschüssel und begann zu essen. Von dem Geruch des heißen Fettes wurde

ihr übel. »Ich mag keine Pfannkuchen, Mama«, sagte sie.

Die Mutter hielt einen Moment inne, stand da, den Bratenwender mit dem darüber hängenden Pfannkuchen in der Hand, und sah ihre Tochter erstaunt an.

»Wieso? Bist du krank?«

»Nein. Ich mag heute nur keine Pfannkuchen.«

»Aber sonst isst du Pfannkuchen doch so gern.«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich Pfannkuchen nicht gern esse. Ich habe gesagt, ich mag heute keinen.«

»Das versteh ich nicht. Wenn du sie doch sonst immer gern gegessen hast ...!«

»Heute nicht.«

Die Mutter wurde böse. »Ich stell mich doch nicht bei dieser Hitze hin und koche und dann willst du nichts essen.« Klatsch! Der Pfannkuchen lag auf Evas Teller. »Dabei habe ich extra auf dich gewartet.« Die Mutter ließ wieder Teig in die Pfanne laufen. »Eigentlich wollte ich schon um zwei bei Tante Renate sein.«

»Warum bist du nicht gegangen? Ich bin doch kein kleines Kind mehr.«

Die Mutter wendete den nächsten Pfannkuchen. »Das sagst du so. Und wenn ich nicht aufpasse, kriegst du nichts Gescheites in den Magen.«

Mechanisch bedeckte Eva den Pfannkuchen mit Apfelmus. Da war auch schon der Zweite. »Aber jetzt langt es, Mama«, bat Eva.

Die Mutter hatte die Pfanne vom Herd genommen

und zog sich eine frische Bluse an. »Ich habe im Kaufhof einen schönen karierten Stoff gefunden, ganz billig, sechs Mark achtzig der Meter. Renate hat mir versprochen, dass sie mir ein Sommerkleid macht.«

»Du kannst doch selbst schon so gut nähen«, sagte Eva. »Wozu musst du immer noch zur Schmidhuber?«

»Sag nicht immer ›die Schmidhuber‹. Sag ›Tante Renate‹.«

»Sie ist nicht meine Tante.«

»Aber sie ist meine Freundin. Und sie mag dich. Sie hat schon viele schöne Sachen für dich gemacht.«

Das stimmte. Sie nähte immer wieder Kleider und Röcke für Eva, und sie konnte ja nichts dafür, dass Eva in diesen Kleidern unmöglich aussah. Eva sah in allen Kleidern unmöglich aus.

»Was machst du heute Nachmittag?«, fragte die Mutter.

»Ich weiß noch nicht. Hausaufgaben.«

»Du kannst doch nicht immer nur lernen, Kind. Du musst doch auch mal deinen Spaß haben. In deinem Alter war ich schon längst mit Jungen verabredet.«

»Mama, bitte, verschon mich.«

»Ich meine es doch nur gut mit dir. Fünfzehn Jahre alt und sitzt zu Hause rum wie ein Trauerkloß.«

Eva stöhnte laut.

»Gut, gut. Ich weiß ja, dass du dir von mir nichts sagen lässt. Möchtest du vielleicht einmal ins Kino gehen? Soll ich dir Geld geben?« Die Mutter öffnete das

Portemonnaie und legte zwei Fünfmärkstücke auf den Tisch. »Das brauchst du mir nicht zurückzugeben.«

»Danke, Mama.«

»Ich gehe jetzt. Vor sechs komme ich nicht zurück.«

Eva nickte, aber die Mutter sah es schon nicht mehr, die Wohnungstür war hinter ihr zugefallen.

Eva atmete auf. Die Mutter und ihre Schmidhuber! Eva konnte die Schmidhuber nicht ausstehen. ›Tante Renate!‹ Eva vermied die direkte Anrede. Sie wunderte sich immer wieder, wie leicht Berthold das ›Tante Renate‹ sagte und sich über den Kopf streicheln ließ. »Sie mag Kinder so gern. Es ist ihr größter Kummer, dass sie selbst keine bekommen kann«, hatte die Mutter gesagt. Von dem Kummer merkt man aber nicht viel, hatte Eva gedacht.

»Na, Eva, was macht die Schule? Hast du schon einen Freund?« Hihi-Gekicher in dem runden Gesicht, volle, rot gemalte Lippen über weißen Zähnen und runde Arme, die sich um Eva legen wollten. Und ein tiefer Ausschnitt, der den Schatten zwischen den hochgeschnürten Brüsten sehen ließ. »Man kann ruhig zeigen, was man hat, nicht wahr, Marianne?« Und Evas Mutter hatte beifällig genickt. Sie nickte immer beifällig, wenn die Schmidhuber etwas sagte. Eva fand, dass die Hälfte der Menschheit mit einem Busen herumlief und dass es keinen Grund gab, sich darauf was einzubilden und ihn besonders zur Schau zu stellen.

Eva ging in ihr Zimmer. Sie legte eine Kassette von

Leonard Cohen ein und drehte den Lautsprecher auf volle Stärke. Das konnte sie nur machen, wenn ihre Mutter nicht da war. Sie legte sich auf ihr Bett. Die tiefe, heisere Stimme erfüllte mit ihren trägen Liedern das Zimmer und vibrierte auf Evas Haut.

Sie öffnete die Nachttischschublade. Es stimmte, da war wirklich noch eine Tafel Schokolade. Sie ließ sich wieder auf das Bett fallen und wickelte mit behutsamen Bewegungen die Schokolade aus dem Silberpapier. Es war ein Glück, dass ihr Zimmer nach Osten lag. Die Schokolade war weich, aber nicht geschmolzen. Sie brach einen Riegel ab, teilte ihn noch einmal und schob sich die beiden Stückchen in den Mund. Zartbitter! Zart-zärtlich, bitter-bitterlich. Zärtlich streicheln, bitterlich weinen. Eva steckte schnell noch ein Stück in den Mund und streckte sich aus. Die Arme unter dem Nacken verschränkt, das rechte Knie angezogen und den linken Unterschenkel quer darüber gelegt, lag sie da und betrachtete ihren nackten linken Fuß. Wie zierlich er doch war im Vergleich zu ihren unförmigen Waden und Oberschenkeln. Sie ließ den Fuß leicht auf- und abwippen und bewunderte die Form der Zehennägel. Halbmondförmig, dachte sie.

Ihre Mutter hatte dicke Ballen an den Füßen, breite Plattfüße hatte sie, richtig hässliche Füße, mit nach der Mitte eingebogenen Zehen. Eva ekelte sich vor den Füßen ihrer Mutter, vor allem im Sommer, wenn die Mutter Riemensandalen trug und die rötlich verfärbten

Beulen seitlich zwischen den schmalen Lederriemchen herausquollen.

Eva griff wieder nach der Schokolade. Leonard Cohen sang: »She was taking her body so brave and so free, if I am to remember, it's a fine memory.« Automatisch übersetzte sie in Gedanken: Sie trug ihren Körper so tapfer und frei, wenn ich mich erinnern soll: Es ist eine schöne Erinnerung.

Der Geschmack der Schokolade wurde bitter in ihrem Mund. Nicht zartbitter, sondern unangenehm bitter. Herb. Brennend. Schnell schluckte sie sie hinunter. Ich dürfte keine Schokolade essen. Ich bin sowieso viel zu fett. Sie nahm sich vor, zum Abendessen nichts zu essen, außer vielleicht einem kleinen Joghurt. Aber der bittere Geschmack in ihrem Mund blieb. »She was taking her body so brave and so free!« Sie, die Frau, von der Leonard Cohen sang, hatte sicher einen schönen Körper, so wie Babsi, einen mit kleinen Brüsten und schmalen Schenkeln. Aber wieso nannte er sie dann tapfer? Als ob es tapfer wäre, sich zu zeigen, wenn man schön war!

»Du bist wirklich zu dick«, hatte die Mutter neulich wieder gesagt. »Wenn du so weitermachst, passt du bald nicht mehr in normale Größen.«

Der Vater hatte gegrinst. »Lass nur«, hatte er gesagt, »es gibt Männer, die haben ganz gern was in der Hand.« Dazu hatte er eine anzügliche Handbewegung gemacht.